

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gesaltene Petitzeile mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

# Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 15.

Donnerstag, den 6. April.

1854.

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,  
Sind ihre Kräfte da nicht meine?

Ich renne zu und bin ein rechter Mann,  
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine. (Goethe.)

## An die Leser.

Aufgemuntert durch den Beifall, welchen unser bisheriges Streben sowohl bei der Kritik, als bei dem Publikum gefunden, werden wir im neuen Vierteljahre nichts versäumen, was zur Hebung unseres Blattes beitragen kann. Statt unbestimmter Versprechungen bemerken wir, daß in nächster Zeit zum Abdrucke gelangen werden: Dunkle Bilder aus der Zeit von M. Solitaire; Breitenfeld, geschichtliche Erzählung von Adolf Stern; die Emancipirten, Zeitnovelle von Minna Wauer; Gelesste, Novelle von M. Solitaire; Erinnerungsbilder aus dem Leben eines Criminalisten von Ernst Friese; Reminiscenzen; eine Rheinreise von Jean Richard; Fränkische Skizzen von Ludwig Rebau. Ferner: Portraits (H. C. Andersen, Luise Brachmann, Heinrich von Kleist, Charles Dickens u. a.) von Adolf Stern; die sächsischen Capellmeister von Heinrich Döring; Leipziger Erinnerungsbilder; Münchner Maler; Theodor Althaus, eine biographische Skizze; der Salon, Aphorismen und Sarkasmen; dramaturgische Blätter von Emil Müller; die russische Literatur und Poesie des neunzehnten Jahrhunderts. — Ferner sind Beiträge von Eduard Franke, Anna Löhn, Moriz Seydich, Robert Gieseke, Luise Otto, Heinrich Bröhle, B. Suathla, Oscar Liebel, Friedrich Groch u. a. zugesagt. Für die Bücherschau und das Feuilleton haben wir neuerdings tüchtige Kräfte gewonnen.


Leipzig, den 1. April.

Die Redaktion der Abend-Zeitung.

## Dunkle Bilder aus der Zeit.

Von  
M. Solitaire.

Jodokus, Graf von Lamm und sein Freund.

 Herr Mingrelus war ein beneidenswerther Mann: er war gut, er war deutsch und hatte Humor: aber nur der, der Humor hat, kann das Leben des neunzehnten Jahrhunderts genießen und seiner froh werden. Er hatte endlich noch eine Bedingung zum

Vollgenuß dieses Lebens, er hatte Geld, viel Geld; ich meine, es giebt viel Individuen der Gegenwart, die dieses lieber haben, das Metall in Scheiben geschnitten und mit Männlein bemalt vom menschlichen Witz, als die Göttergabe Humor, den Sonnenstrahl in der Thräne. Hätten sie nur erst dieses, meinen sie, das gewisse Etwas, das einen so wolüstigen Kitzel zwischen Daumen und Zeigefinger erregt, die Substanz, die an vielen Orten sein könnte, wo sie eben nicht ist; das Faßbare, Körperliche, das Faßbare, Blinkende, Blendende, die ideale Schellenkappe wollten sie sich nachher schon zu verschaffen



wissen! — Die Aermsten, wie sie irren! — Die Schellenkappe ist eine kostbare und oft nicht für Gokfondaß Diamantengruben zu erwerben! — Die Aermsten, sie irren! — Das unselige Gold gleicht dem seligen Weine; je mehr man trank, desto mehr begehrt man zu trinken! Unerfättlich in schwärmender Orgie! Nimmersatt! Nimmersatt! — Die Brustbilder der Souveräne werden zu gespenstischen Medusen, die zwar nicht den ganzen Leib, aber das arme Herz, das arme rothe Herz zu Eis erstarren! —

Unser Freund Mingrelius besaß ein Landgut im Harzgebirge, unfern des märchenhaften Brockens gelegen: von jedem Fuß breit Landes, der ihm gehörte, sah man den beschneiten, oder düster umnebelten, oder sonnig umglänzten zweigegipfelten Berg. —

Er hatte hier zwar kein stolzes Feudalschloß errichtet, das von hohen Mauern umtroht, von nichtswürdigen Wögten bewacht und dem Zutritt des Trostlosen, des Armen verwehrt wird, aber ein einfaches, weiß angestrichenes, zweistöckiges Familienhaus, in dem jeder Glende, jeder Erbärmliche zu jeder Stunde des Tages und der Nacht einen kühlen Trunk, ein Stücklein Brot, ein Stücklein Geld und auch wohl einen guten Rath fand.

Da man nun aber nicht sagen kann, daß das Harzland zu den wohlberathenen zu zählen ist und daß seine Felder irgend auch die entfernteste Verwandtschaft mit den Gauen des Paradieses haben, daß Manna des Himmels auf seine Halme regnet, so wird man leicht einsehen, daß es dem guten, biederen Mingrelius an Besuchen unter jeder Gestalt des herzerreißenden Jammers — und der Jammer ist ein wahrer Proteus; der Blickmantel der Armuth ist noch buntesüßiger zusammengesetzt, als der Wammis des Bajazzo — zum mindesten nicht fehlte: ein Glück, daß er keine Klingel an seiner Thür hatte, es hätte ihm die Ohren taub gegellt, und daß kein dienstbarer Geist die Gäste anmelden durfte, der arme Teufel hätte sich die Lippen blutig gesprochen!

Und es war eine Menschengestalt im Hause, die gleich einem Seraph, sie freute sich mit innigstem Entzücken über des guten Mannes gutes Herz: es war aber dieß des guten Mannes englische Tochter,

ihr Name Claudine, ihre Stirn Unschuld, ihr Herz Liebe, ihr Blick Milde, ihr Antlitz übernatürliche Schönheit.

Wer von den geneigten Lesern das Harzland kennt, der wird vielleicht auch die Ilse gesehen haben, nicht die Ilse, die wunderschöne Prinzessin, die mildethätige Fee, die gelebt im wunderbaren Schlosse droben auf dem Ilsenstein, wo jetzt das kleine Kreuz zum Andenken an den großen Völkerrieg steht; — nein, die Ilse, das anmuthige Gebirgswasser, das in lieblichen Kaskaden hinabstürzt durch das dunkle, heimliche Thal von den Bergen, die es mit ihren starken Lippen aus dem Himmel gezogen. Weil nun die Landbewohner die einzigen Naturforscher, die noch Gefallen finden an mystischen Beziehungen, an geheimnißvollen, unerklärlichen Relationen zwischen dem Lebenden und dem Todten, zwischen dem Fernen und dem Nahen, zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, so hatten diese Leute, denen menschliche Aferweisheit noch nicht die Gabe des zweiten Gesichts, noch nicht das Ohr geraubt, welches das leise Hinschauern des flatternden Weltgeistes vernimmt, — weil sie nun ebenfalls eine stille Beziehung zwischen dem holden Gebirgsbach Ilse und der anmuthigen Gebirgstochter Claudine gefunden, sei es nun, weil sie gern hinwandelte durch das Ilenthal, oder weil ihr Haar so hinabfloß wie der Strahl des Katarakts, oder weil ihre Thräne der zitternden Welle mit der Bläue des Himmels gleich, Claudinen den Namen die gute Ilse gegeben. Seien sie gesegnet diese guten dichterischen Menschen, gesegnet sei die gute, schöne, treue Ilse-Claudine! —

Es war aber einer, der freute sich nicht! Ja! es war auch einer, der freute sich nicht über den guten Mingrelius, und dieser Geist der Negation, das war sein Sohn, sein Name Eugen, seine Gestalt Stärke, sein Auge Verzehrung, sein Mund lüsterneß Begehren, sein Nacken Kraft und Wollust, sein Körper Energie, aber über seinen Zügen lagerte unheimlicher, charakterloser Leichtsin, wüste Gedanken, schonungsloser Egoismus saß in den Mundwinkeln. Die Mädchen sahen ihn kommen mit Bittern und sahen ihn gehen mit Schmerz: seine Kumpanen liebten ihn, er war ein tapferer Trinker, ein unerschrockener Würfelspieler und ein Glückspilz im Liebespiel. Doch behagte er bei alle dem



der fofetten Wittwe, dem buhlerifchen Eheweib, der ſchon leiß hinwelkenden Blume mehr, als der aufbrechenden Knospe.

Er freute ſich nicht über den Vater, und manchem Krüppel, dem jener den Becher kredenzt, dem Claudine freundlich tröftend die Hand gedrückt mit ſilbernem Drucke, der ja nie ſeine wohlthuende Wirkung verfehlt, dem hieb er, begegnete er ihm auf der Treppe oder ſonſt einem ungeſehenen Orte, die ſilbernen Sporen in die Wade.

Dieſmal war Prinz Eugen kein edler Ritter, aber ein unvergleichlicher Reiter war es, und wenn er hinbrauſte durch die Berge auf hohem Roſſe, da flatterte ihm das Mädchenherz nach, das ihn ſah, wie die Libelle dem Sonnenſtrahl, er aber ritt über die Aecker der Armen und zerſtampfte ihre Halme: wozu Brot, da er nur Fleiſch aß? wozu Kartoffeln, da er keinen Kartoffelbranntwein, ſondern köſtlichen Medoc und perlenden Rheinwein trank.

Beneideſt Du, freundlicher Leſer, unſern Mingrelieu um ſeinen Humor? gönn' ihn dem armen Manne; ich fürchte, er wird ihn brauchen können!

Eugen, der biſher bloß biß in die kleinen Proſaſtädte der Umgegend ſeine Campagnen ausgehnt, war ſatt geworden von Krähwinkel und Abdera: er hatte einen Wuſch, einen großen goldenen Wuſch, der wie heißer Wein in ſeinen Adern kochte, den er überall in ſeiner Seele ſah, er möchte hinſehen, wo er wollte — er wollte nach — Berlin, wo ſich der Genuß, wo ſich die Intelligenz concentriert, wo alles käuflich iſt, die Ehre, die Unſchuld, der Adel, der Doktorhut, ſelbſt die Seele, — und er wollte kaufen, er konnte kaufen, der alte Mingrelieu wird ſchon herhalten! —

Und der Vater vermochte dem ſtürmenden Andrängen des geliebten Sohnes nicht länger zu widerſtehen: er gab ihm ſeine Zuſtimmung und zugleich zwei Briefe an den Banquier Heſekiel Baron von Wechſel; einen, in dem er den braven Herrn von Wechſel autorifirte, ſeine Börſe biß zum Belauf von fünfshundert Thalern monatlich zu eröffnen; einen zweiten, in dem er Eugen ſeiner Gunſt und als einen Jüngling empfahl, der die nächſte Bekanntſchaft mit der Berliner ſchönen Welt wünſcht.

Der Abſchied war rührend: nur ein Auge konnte thränenloß bleiben und das war Eugens.

Claudine weinte und der Vater weinte! Eine dunkle Ahnung, eine tiefengroß ſchmerzliche zog in ihren Buſen!

Die Armen! ſchon iſt der unheilvolle Dämon fünf Meilen fort, noch iſt Berlin in weiter Ferne, aber in ſeinem Herzen ruht ſchon das Bild, das verlockende, verlockendes Gift träuft aus jeder Pore und dringt in die Adern des Jünglings.

Eugen Mingrelieu wartet dem Baron von Wechſel auf. Die Dämonen haben ſich gefunden, ich ſehe einen dunklen Schatten ſich hinabſenken über das ſtille Haus am Brocken, einen dunkeln, bänglichen Schatten. Der Storch auf dem Dache ſchmiegt ſich ſchauernd in ſein Neſt, in der Iſe murmelt es ſo ſeltiam, und hoch oben auf dem Brocken da tönt im Mondenſchein ein ſataniſches, höhnedes Geſächter um die Kanzel des Fürſten der Hölle.

Banquier und Baron zugleich iſt man in der Regel nur, wenn man Jude iſt, und zwar wenn man getaufter Jude iſt: das ſteht logiſch feſt, und bewährt ſich auch in dieſem Falle wieder als glänzende Wahrheit. Der biedere Heſekiel war ein rechter Erzjude, ein um ſo jüdiſcherer Jude, weil er das Kreuz genommen, er kannte nur einen Gott, das war der Moloch, der ſtatt der Flamme mit rothem Golde geheizt wird, nur einen Glauben, das war der Credit, nur einen Tempel, das war die Börſe, nur einen Gedanken, der hieß Spekulation, und wenn er ſchrieb, ſchrieb er nur ſeinen Namen und der war — Wechſel! —

Vor der Taufe ging er doch alle Sonnabende einmal in das Haus des Herrn und wandte doch auf Augenblicke ſeinen Sinn von dem ſchönen Treiben des Schacherns und Wechſelns auf ein höheres Weſen. — Das Kreuz war ihm nicht mehr als zwei quer übereinander gelegte Ellen! —

Sein Vater ein Hamſter, ſeine Mutter eine Geldbörſe, ſeine Taufzeugen beſchnittene Dukaten, er ein Fuchſ! —

Man kann ſich wohl denken, daß ein Sprößling ſolcher Familie nicht beſonders körperlich ſchön war. Ich würde gern, um nicht als excentriſcher Kopf zu gelten, meiner grellen Phantaſie Zügel bei der Schilderung des Herrn von Wechſel anzulegen ſuchen, da ich aber nur Wahrheit erzähle, nackte graſſe Wahrheit, muß ich auch rund herausſagen,



daß er häßlich, sehr häßlich war, etwa dem Alpe ähnlich, wenn er Nachts durch ein kleines Kuckfenster in Guern Traum freundlich grinsend hineinschaut, wie ein Pfandhaus, wenn es sich am jüngsten Tage verantworten wird. Wo eine dicke, gefattelte Nase, mit weiten freibrunden Nüstern, kleine graugrüne Augen und ein großer Mund eine Quadrupelallianz, eine unverbrüchliche, schließen, da kann keine Armuth geboren werden, und der Herr Baron war unbestreitbarer Inhaber aller dieser ihn vom gütigen Schöpfer mit himmlischer Liberalität verabreichten Preziosen.

Indessen was that's? Da er eine goldene, überaus kostbare, eben so große Tabatiere, als sein Mund war, trug, ferner eine Uhr, die mit Rubinen wie seine Nase besäet war und eine Nadel mit einem Solitair von eben so reinem Wasser, als seine Augen und die darinnen sich spiegelnde Seele von unreinem waren, so machte er noch immer ganz erträgliche Fortune, und man war von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit nicht wenig erbaut. Ueberdem hielt er ein großes Haus, hatte Kellermeister und Lakaien, und auch der gloriose Gelegenheitsdichter, der Autor des Magens und des Gefröses, der überall dabei ist, wo etwas ausgegessen und ein schlechter Toast improvisirt wird, der Heroß der Gabel, der Ritter des déjeuner à la fourchette, der geniale Bauchredner, der den Pegasus besteigt, wenn er Schweinsfüße und eine marinirte Sauce wittert, Herr Doctor Quia, ein Stomachus auf zwei Füßen, mit einer Zufälligkeit von einem Bißchen Hirne, war für seinen Dienst engagirt und war der Historiograph aller gastronomischen Ereignisse in Wechsels Hause.

Unser Eugen war unter der Aegide dieses Ehrenmannes bald im Zuge: er wurde in kurzer Zeit mit einer Menge von Leuten der schönen Welt bekannt, mit reichen Sündern, denen nachzueifern ihm von nun an der Preis wurde, um den sein Leben feil war, sein Alles, sein Vater, seine Schwester.

Bald hatte er Wagen und Pferde, Doggen und Windhunde, Lakaien und Zofeis; er trug ein türkisches Morgenkostüm und ein armenisches Deshabillé des Abends, er schlief in einem Bette mit Gardinen von rothem Atlas und in seinen Ge-

mächern duftete Moschus und Umbra; der Rauch der Cigarre von Habanna webte darinnen in dichten Wolken.

Diese erste kleine Einrichtung kostete eine Kleinigkeit von achttausend Thalern. Freund Wechsel machte nicht die mindeste Schwierigkeit, dieselben herzuschießen. Er kannte seinen alten Mingrelus am Brocken, er wußte, daß er ohne weiteres jede Schuld des Sohnes anerkennen würde; überdem machte es ihm Spaß, und ein Prosämlein fiel ja auch wohl für ihn ab.

Es blieb dabei nicht. Eugen hatte auch noch anders wo eine bedeutende Schuldenlast von mehreren tausend Thalern sich aufgebürdet. Sehen die Leute im Hintergrund solch sein Thier von fettem, gutmüthigen Papa, sehn sie ein Männlein das Schaufel scheert und Korn nach England verschifft, da spielt im Vordergrund reine Menschenliebe, offene Börzen als dienstfertige Statisten zeigen sich im Chor. Ach! vom Wiederbezahlen ist keine Rede, Freundschaft, pure göttliche Freundschaft, reine zutrauliche Neigung zum liebenswürdigen aller Novés. Wiederbezahlen! gemeiner Gedanke: bloß ein klein Wörtchen Geschriebenes, ist es doch bloß der Form wegen, ein unscheinbares kleines Scheinchen, es ist nur Lebens und Sterbens halber, darum bitten sie. Der Herr Sohn ist so gut, so generös: ein zwanzig Thalerchen mehr auf's Papier zu setzen, als er von dem Philister empfangen, was that's ihm? was kostet's ihm — einen Federzug! O Eugen! — Armer ehrlicher Papa Mingrelus: ich sehe hoch oben auf dem Brocken eine Dohle sitzen, eine herenhafte abscheuliche Dohle, und unter ihrer Kralle schon löst sich der Schneeball, der anwachsend zur gewaltigen gigantischen Lawine das stille Haus unter seine Masse begräbt, — und Claudine! O Aermste! — In den dunkeln Nebeln aber da droben klingt's wie Zauchzen, klingt's wie Triumph, und es lebt in den Nadeln der Zwergtannen und es schwirrt in ihren bizarren Miniatur-Wipfeln von höhnnenden, frohlockenden Stimmen: abermals ist ein Werk gelungen des Satans, — denn seine Knechte — die Dämonen haben sich gefunden.

Unter den Rossen, die sich an den dem Abgrund der Hölle zurollenden Triumphwagen Eugen Mingrelus' spannten, zeichnete sich sowohl durch seinen



Charakter, als durch seine Person und seine große Anhänglichkeit an unsern gloriosen Helden ein gewisser Iodokus Graf von Lamm aus! — ein hochstämmiger, hagerer, abgewachsener Gesell dieser Herr Graf mit langen Armen und noch längeren Schenkeln, einer feinen aristokratischen Hand, schneeweiß und zart und glatt mit bläulich durchschimmerndem Adersgeflechte, kurz, wie man sie nur wünschen kann zum Hiliren der Karte und zum Volteschlagen, wie man sie wünschen kann, um einen Handschlag zu leisten, der kein deutscher ist, und Finger wie geboren, um sie bei der Schwörung eines falschen Eides in die Höhe zu heben. Und hoch oben auf dem Gerüst mit sechs Lendenwirbeln — wir anderes schlechtes Volk haben nur fünf in der Regel — saß das gräßliche Haupt, ein kleines, feines, gespitztes Köpfchen, das nicht das eines Lammes schien, und eine Nase, wie die des Adlers, und ein scharf gekniffener Mund mit einem wulstig darüber hinhängenden struppigen Schnurrbarte: das Ganze aber lockend in flammiger Röthe, die, auf der Nasenspitze am feurigsten, allmählig verbläsend sich bis unter die Lider der kleinen hellbraunen Augen, die im gelbgrünlichen Weiß wie Irlichter im Sumpfe schwammen, verbreitete. Herr Graf von Lamm machte stets eine sehr sorgfältige Toilette, und obgleich er die weiße Wäsche nicht eben zu lieben schien und die Weste bis an den Hals zugeknöpft trug, so verfehlte doch sein wenn auch etwas abgeschabter, aber doch höchst eleganter Hrad und die galvanisch vergoldete Kette um seinen Hals nicht ihren Effekt. Sein Ganzes war der Ausdruck aristokratischer Arroganz, unersättlicher Genussucht, womöglich Befriedigung derselben, ohne jemals die Beche zu zahlen, kurz, es war ein gräßlicher Parasit, dessen Grasschaft im Monde, dessen Seele in der Gehenna und dessen Hände in fremden Beuteln war! —

Mag immerhin eine stolze Aristokratie, die am Liebsten einen weit edleren Ursprung sich wünschte, als unserer eines, mag sie zürnen, daß meine bürgerliche Feder es wagt, ein Glied aus ihrer Mitte mit Farben zu malen, die nicht der göttlichen Sonnenglut entquollen sind, ich will sie zu Jagor oder zu Meinhart führen, und je an dem dritten Tisch will ich ihr ein treues Konterfei des Herrn Grafen von Lamm zeigen. Warum

soll ihr Stamm keine faulen Pilze, keine Wildlinge haben? —

Noch habe ich zu erwähnen, um den letzten Weipelschlag an der lebenden Statue des Grafen zu thun, daß derselbige eine suchsig entfärbte, übrigens aber auch höchst elegante Perücke auf früh erlangter Platte trug: der Herr Graf geruhten zwar zu behaupten, dieses sei ein Familienfehler, da auch sein erlauchter Vater an frühzeitigem Hinschwinden des Haarschmuckes gelitten. Andere Lesarten in der Biographie des p. p. Lamm behaupteten aber anders.

Eugen empfand bald eine warme, eine unwiderstehliche Freundschaft für den Grafen: er konnte kaum mehr einen Tag verleben, einen Abend, ohne mit ihm dinirt, ohne mit ihm im feinsten Champagner sich berauscht zu haben! — Die Dämonen hatten sich gefunden!

Welch ein beneidenswerther Mann der Graf! Wer in ganz Berlin verstand es so mit dem Gelde, welches er nicht erworben, um sich zu werfen? Wer hatte so oft wie er aus dem Glase getrunken, das ihm nicht gehörte? Und welche schöne Züge waren aus seinem Leben zu erzählen? Er war nicht schön, das konnte sein eifrigster Freund sicherlich nicht von ihm behaupten und dennoch war er ein unwiderstehlicher Verführer des Weibes! Noch neulich hatte er die Schwester eines armen Kandidaten der Theologie verführt, eines kleinen Männleins mit einem Buckel und einer Brille, eines Jüngelchens mit hohlen Wangen und verflörten Augen, eines armen elenden Bücherwurmes, der noch von keiner Lust wußte, als von der, die Brot- und Hirsebrei, Dogmatik und Kirchengeschichte schaffen konnten! Wenn man funfzehn Jahre auf ein Amt gewartet, in welchem man täglich fünf Brotkrusten mehr zu verzehren hat, als da, wo man noch keine andern Herrn, als Gott den Herrn erkennt, ja, wenn man funfzehn Jahr gewartet, um sich von einem Maulthier auf einen Maulesel zu setzen, das heißt: aus einem armen schwindstüchtigen Kandidaten ein noch ärmerer Landpastor zu werden, so ist der Vulkan der Leidenschaften, und namentlich die Leidenschaften eines Kandidaten, der einen Auswuchs an seinem Rücken hat, einen passenden



Dromedarhörer, um auf sich zu nehmen das Joch, das da leicht ist, wohl ein ziemlich ausgebrannter Vulkan. Und der Herr Graf hatte wegen der Verführung des kleinen blonden Mädchens, das er nachher wie ein zerfnicktes Chemisette von sich geworfen, keine weitere Verantwortung zu leisten. Zwar einmal war der Herr Kandidat Fabricius bei ihm gewesen, nicht um ihm Vorwürfe zu machen, nein! um ihn um eine Gabe zur Beerdigung der in Kindesnöthen in der Charité verstorbenen Schwester demüthiglichst zu ersuchen, damit die ärmste nur nicht auf die Anatomie käme, auf die Anatomie, wo der Menschenleib, der Leib, der der erste ist nach dem Körper der Gottheit, falls sie verkörpern sich möchte, in seiner schmerzlichsten Entgötterung zu schauen ist, ein Götterbild in den Schlamm getreten. Weh! — damit sie nur nicht auf die Anatomie käme, auf die Bank der fühllosen, entsehligen Zerfleischung, die kleine, weiße sanfte Minna! — Ich sah die Schatten dort im Kellergeviß des grausen Gebäudes hinter der Garnisonskirche: ich sah sie hinschweben im Mondenschein! Paarweis ringend die Schattenhände, und auferausend sich das Schattenhaar, wie sie schauen den großen, großen Gräuel den man an ihren Leichen verübte! — Den großen Gräuel! — Wer schwur es Euch denn, und wer gab es Euch unter Brief und Siegel, daß sie nichts mehr empfinden, die blaffen Zammergestalten, die von schüdder Gewinnsucht nun Haar- und Zähneberaubten, nichts mehr empfinden von den Kunstflücken, in denen Eure Messer, Ihr Herrn Doktoren, an ihnen sich üben! — Wer schwur es? — Aber Minna mußte auch auf die Anatomie, und auch sie sah ich dort hinwandeln, händeringend im Mondenschein stehend im namenlosen Schmerz an ihrer Leiche, die man geöffnet, um das Kind ihrem Leibe zu entnehmen und in Spiritus zu bewahren, als wär es ein Kalb mit acht Füßen, bis an den jüngsten Tag! Grausame Erde! Deine Blumen sind Geschwüre mit Ambra bestreut und mit duftendem Moschus! — Du entsprangst einem zerrissenen Götterbusen, und gebärst einen zerrissenen Menschenbusen mit derselben Gleichgültigkeit wie der faule Wassertropfen Myriaden von Leben in jeder nur möglichen mikroskopischen Gestalt erzeugt! Kröte oder Menschengestalt, dir ist es gleich;

das Pentastoma\*) in der Lungenzelle der Klapperschlange, das himmeltrunkene, götterbeseligende Auge im Antlitz des Weibes, dir gilt's gleichviel, macht dir gleichviel Mühe! Es ist schrecklich! und da lebt's Buben, leichtsinnig hinschwärmende, abscheuliche Buben, die nennen solchen Schmerz Welt-schmerz, und spotten darüber, und es sind doch die schmerzlichsten und ehesten aller Schmerzen, und wer sie nie gefühlt, wer sie nie geahnt, diese graffen Mysterien der Schöpfung, der ist ein niederträchtiger Affe! —

Und es war an einem frühen Morgen des Montags im Februar, da wandelte der Herr Kandidat durch die regsten Straßen Berlins aus der fernsten Vorstadt, wo die Keller mit Jammer, die Kammern mit Schrecken, die Böden mit Abscheulichkeiten erfüllt sind, wo in jedem Winkel eine Grausamkeit, in jeder Ecke ein verstoßenes Herz, in jedem Bett ein starrer Leib zu finden, aus jenen Vorstädten, deren Einwohner mit Kummer entschlafen und mit lasterhaften Gedanken erwachen. Ach! sie haben gar sehr lasterhafte Gedanken, diese Armen, sie haben eine unsittliche, eine unbürgerliche Leidenschaft — auf Brot! —

Der Kandidat Fabricius wandelte nach den Linden, denn hier und nirgend anders hatte Jodokus Graf von Lamm sein gräßlich Quartier genommen, hier wo die Keller voll Wein, die Zimmer voll Jubel und voll Ueberfluß sind! — Ich sah ihn gehen durch den Morgennebel, den guten, milden Fabricius mit dem ausgeweinten Auge, mit dem knöchernen vergrämten Antlitz, wo jede Falte ein Kind des Schmerzes ist! — Zween Thränen über seine zween Wangen: die eine eine Freudenthräne über seiner Schwester erlösten unsterblichen, die andere eine Schmerzens thräne über ihren verpfändeten Leib! Ihn wollte er erlösen! — Ich sehe ihn gehen den armen Fabricius in seiner Hand einen verbogenen Regenschirm, dem nur eine geringfügige Kleinigkeit fehlte, nämlich die Hälfte des schützenden Ueberzuges, (die andere Hälfte ist bloß ein klein wenig durchlöcher!) um ein ganz nobler, ein ganz respektabler Schirm zu sein. — Seinen

\*) Ein seltsames Eingeweidethier, das sich in den Lungen der genannten Schlange wirklich findet.



Leib mit dem unseligen Auswuchs, den wirklich der grundgütige Schöpfer, falls er ihn für die Harmonie dieser Welt für unumgänglich nöthig erachtet, irgend wo anders hin hätte placiren können, als an des armen Kandidaten armseligsten Körper, war mit einem schwarzen Frack, der Uniform aller Kandidaten bekleidet, doch leider mit einem sehr defekten, denn am linken Arme fehlte der Ärmel vom Ellenbogen an, und am rechten war unter der Achsel ein unheimlich klaffender Riß: ein verbogener abgeschabter Hut, mit mannichfach defekter Krämpfe zierte das Haupt! — Und so wandelte er hin, eine Gestalt, wie sie das gloriose neunzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert des ewigen Friedens und des Anti-Thierquälervers, das Jahrhundert des Schwanenordens und der Abschaffung der Todesstrafe zu Tausenden aufzuweisen hat. Ich zweifle, daß unter den Kannibalen Neuseelands, ehe diese Insel noch von dem Fußtritt europäischer Kultur betreten worden, ein Menschendasein, ein so jämmerlich zerrissenes und zerklüftetes, aufzufinden gewesen wäre! —

Auf schwellendem Divane von kostbarem Stoffe (das Grefutorstiegel war diskret und unscheinbar, die Illusion durchaus nicht störend angelegt) saßen Arm in Arm die beiden treu Verbündeten Graf Jodokus und Eugen: ein Austerfrühstück mit dazu gehörigem saftigen Porter und Chably, natürlich auf Rechnung Eugens angeschafft, stand auf dem runden Mahagonitisch. Jodokus prangte in einem neuen Bhantastledessabille, das er bei einem jüngst erst in Berlin angelangten, mit seinen grandiosen Manieren noch nicht vertrauten Schneidermeister hatte anfertigen lassen, es war ein blauer Kasan mit aufgeschlagenen Ärmeln, und ein purpurrother Fes leuchtete auf des Edlen haarlosem Haupte. Eine große englische Dogge, Eugens Eigenthum, lagerte unter der Frühstückstafel und schien höchst klärrter und trüber Laune zu sein.

Auch Eugen war nicht froh: auf seiner Stirn lagerten schwere, schwarze Blicke, und wie er den Dampf der Cigarre von sich blies, so war's nicht anders, als hauchte er schwarze Nebel, giftige Dämpfe aus, die über seiner innern Welt ertödtend und vernichtend schwebten. Desto heitrer schien der Adonis im blauen Kasan: was fehlte ihm auch,

wenn er hinter einem solchen Frühstück saß, wie es der splendide Eugen, so eine elende, schaffscheerende, kuhmelkende, bürgerliche Kanaille gab und geben konnte, was kümmerte ihn da die ganze Schöpfung? was die Zerwürfnisse und die Zerrissenheiten des socialen Lebens? er schöpfte das Fett ab, wo nur immer welches schwamm? Hatte er nicht am gestrigen Abend in rasender Orgie geschwärmelt und dann Bank gehalten, harmlose Farobank bis an den lichten Morgen, und hatte er nicht mit Hülfe seiner höllischen Konforten, mit eigens zu solchen Stückchen präparirten Karten, seinen Herzensfreunde Eugen hundert Louisd'or und hundert auf Ehrenwort abgenommen? Was fehlte ihm? Ihm, der niemand anbetete als sich selbst? Dem seine rothe Nase der Morgenstern, das funkelnde Auge der Abendstern, dessen Sonne die Karte und die Roulette war? Was kümmerte ihn ein Gott im Himmel? Fehlte ihm nur eine gute, sinnliche, kompakte Erde nicht, das Uebrige mochte zum Teufel gehen.

„Haß wieder einmal ganz unerträgliche Laune,“ hub er mit seiner schnarrenden, mißhörenden Stimme zu reden an, „unerträgliche Laune! Pfui! daß, wie man zu sagen pflegt, der Bauer Dir wieder ein in den Nacken giebt, und daß Du, so zu sagen, so sich auszudrücken, wegen der lumpigen zweihundert Stück Friedrichsd'or, dieser lumpigen erbärmlichen kleinbürgerlichsten aller Summen halber! — Doch will das nicht hoffen! Bei meinem Schwert! Beim Septleve und bei der Biquedame — denn will dies nicht hoffen! — Das würde eine Beleidigung sowohl für mich den Grafen Jodokus, als für die andern Ehrenmänner sein, die Dir die Ehre gethan haben, von Dir zu gewinnen! Pfahl- und Kleinbürger, Hufenbesitzer und Kossäthe kommt zu Euch! Denkt, es ist gut angewandt, das Sümchen! Papa Mingrelius wird schon anderes aus der Erde fragen, der alte Krager und Schaber! Trinkt Wein, süßer Junge, trinkt Wein! Wein ist das Herzblut des Lebens!“ Eugen antwortete nicht.

„Waren schön die Auster von heute,“ hub Jodokus wieder an, „indeß ein bißchen zu groß, zu kolossal. Das ist nun einmal, die Kolcheterauster sie haben Härte wie die Ziegenböcke! Im allge-



meinen ziehe ich die kleinen zierlichen Regeneraustern vor! Was meint Ihr, Eugen?" —

In diesem Augenblick ließ sich ein leises demüthiges Klopfen an der Thüre hören.

„Wer kann das sein,“ rief Iodokus, „wer kann das sein? warum hast Du nicht Deinen Befehl gegeben, Eugen, an der Thür zu stehen, und jeden lästigen Besuch fern von uns zu halten! Im allgemeinen thut man des Morgens am Besten unangemeldet niemand vorzulassen! — Denn was des Morgens kommt, das bringt selten etwas! Die Menschenfinder haben da eine solche närrische Bassion, eine ideale Träumerei, unter gewisse Zettel setzen zu wollen: „dankend erhalten!“ natürlich nur, nachdem sie vorher empfangen, baar und blank! Ein närrische Welt das, Eugen, die nimmer von der thörichten Einbildung abzubringen ist, daß ein Mann wie ich seine Schulden bezahlen soll! — O über die fabelhafte Idee, die ungeheure Ironie!“

(Schluß folgt.)

## Deutsche Romandichter und Novellisten.

An eine Dame.

„Ich bitte Sie aber — was soll man lesen?“

„Lesen Sie Geschichte!“

„Um Gotteswillen! Ihre fürchterliche Geschichte. Ich bekam neulich Kopfschmerz von den beiden Bänden des Raumerischen Taschenbuchs, die Sie mitgebracht!“

„Das thut mir leid! Dann lesen Sie Amaranth!“

„Sind Sie wieder böshaft? Ich will ja Gutes lesen, ich habe Ihnen den Gefallen gethan und Thukydides und Macaulay“ —

„Durchgeblättert! Und dafür soll ich über Ihre Geschmackssünden die Weihe sprechen? Dafür soll ich dem Teufel meine Seele verkaufen und Ihnen versichern, daß die drei Musketiere über den Grazien stehen, daß die Kinder der Liebe ein empfehlenswerthes Buch für junge Mädchen sind, und daß die Dünensee von Paul Feval allerliebste!“ —

„Hören Sie auf! Sie können mir nun einmal in das Phantastereich der französischen Romanciers nicht folgen, Sie sind zu schwerfällig, zu principiell, zu hausbacken!“

„Berehrte Frau!“

„Unterbrechen Sie mich nicht. Ich will auch

gar nicht von Ihnen wissen, ob Sie mit Sue und Dumas einverstanden sind, Sie sollen mir sagen, was von deutschen Romanen der Neuzeit und neuesten Zeit empfehlenswerth ist!“

„Ich bin bereit! Berehrteste!“

„Aber schriftlich! Sie iragen die Biographie immer im Kopfe herum, andre Leute aber — Schon gut! Schon gut!“

Ich habe mit gutem Vorbedacht unser neuliches Gespräch meinem offenen Briefe an Sie vorangesetzt. Ich will mich auch heute hüten, möglichst hüten, Ihnen „langweilige“ Bücher zu empfehlen, ich bitte Sie aber weder zu erstaunen noch zu zürnen, wenn ich sehr bekannte, mit swaltenlangen Verzeichnissen im Leihbibliothekencatalog bedachte Herren — und besonders Damen mit Stillschweigen übergehe. Es kann mir auch passiren, daß ich vergesse, ein oder das andre gute Buch Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Ich werde für diese Unterlassungssünde Absolution bei dem Bewußtsein finden, nichts Unwürdiges angepriesen zu haben.

Die Meidingersche Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist vor einiger Zeit mit einem Unternehmen vor das Publikum getreten, welches die Würdigung und Unterstützung aller derer verdient, die sich den Gebildeten zuzählen. Es ist dies die von Otto Müller redigirte und unter Mitwirkung von Ludwig Bechstein, Heinrich König, H. Kurz, Hermann Marggraff, Theodor Mügge, Wolfgang Müller, Robert Pruz, Leop. Scherer, Georg Schirges, Levin Schücking, Ludwig Storch, Ernst Willkomm u. a. begründete „Deutsche Bibliothek.“

Diese Namen, mit denen die Deutsche Bibliothek vor dem Publikum erscheint, sind keine unbekannt. Es sind anerkannte, beliebte und bewährte, fast jeder der genannten hat einen guten Theil schriftstellerischen Lebens schon hinter sich liegen, fast von jedem kann ich Ihnen Geisteswerke aufzählen und empfehlen.

Ludwig Bechstein, der bekannteste Dichter des Landes, welches das Herz von Deutschland bildet, der Sänger, Sagensammler und Schilderer des herrlichen Thüringen, gehört zu unsern sinnigsten und gewandtesten Erzählern. Geist — das heißt, was Gräfin Ira Hahn-Hahn Geist nennt — das suchen Sie bei ihm vergebens. Er kann's auch wohl entbehren. Ward ihm doch wahres Gefühlleben, frische Phantasie und Schilderungsgabe und ein durchdringend Auge für alles verliehen.

Das ist's, was durch seine: „Fahrten eines Musikanten“ und seine „Clarinette,“ was durch „Philidor,“ „Sophienlust,“ „Hallup der Schwimmer“



und seine Erzählungen „Aus Heimath und Fremde“ weht. Das ist es, was sie bei ihm finden werden, und ich sollte meinen, es könne Ihnen genügen.

Anders giebt sich Heinrich König. Ist Bechstein ein frischer Maler, bei dem die Farben bunt, lockend und gefällig aufgetragen sind, so vergleichen wir den Verfasser der „Clubbisten in Mainz“, des „William Shakespeare“, der „Hohenbraut“ der „Regina“ und „Veronika“ mit einem sinnigen Zeichner. Eine Tiefe, eine objektive Ruhe und eine Feinheit der Ausführung macht sich bei König bemerkbar, welche ihn den besten Novellisten Deutschlands überhaupt anreicht.

Herrmann Kurz hat sich auf manchem Felde der Poesie und Literatur bewährt. Als Romanschriftsteller ist er mir nur durch „Heinrich Koller oder Schillers Heimatjahre“ bekannt geworden.

Von Hermann Marggraff, der als Lyriker, Dramatiker, Literaturhistoriker und Journalist ausgezeichnet, empfehle ich Ihnen einen Roman: „Schicksale einer ehrlichen deutschen Haut.“

Theodor Mügge werden Sie aus der Diezmannschen „Allgemeinen Mode-Zeitung“ kennen, in die er ja zuweilen von dem Guten das Beste, von dem Neuen das Neueste geliefert hat. Seine Romane „Der Voigt von Sylt“, „der Chevalier“, „Foussaint l'Ouverture“ und vor allem „Afraja“ (mit dem die deutsche Bibliothek eingeführt ward) zeichnen sich durch einen großen Reichthum der Handlung, durch eine wohlzubeachtende Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit aus. Theodor Mügge ist nichts mehr und nichts weniger als ein Erzähler, aber ein tüchtiger, durchgebildeter Erzähler, dem auch der poetische Hauch nicht mangelt.

Wolfgang Müller, der „liebenswürdige Unvermeidliche am Rhein“ gehört zu den Mitarbeitern der deutschen Bibliothek, ist mir aber bisher als Novellist noch nicht vorgekommen. Von seinen angekündigten „Kunst-Novellen“ dürfen wir wohl das Beste in jeder Beziehung erwarten.

Otto Müller, der talentvolle Herausgeber der „Deutschen Bibliothek“ schrieb die trefflichen Romane „Georg Volker“, „Bürger“, die Erzählung „der Fannenschütz“, den ausgezeichneten Kunstroman „Charlotte Ackermann.“

Robert Prutz hat zwei größere Romane: „das Engelchen“, „Felix“, und eine Novelle „die Schwägerin“ geschrieben. Kleine Erzählungen von ihm finden sich in seinen „Vermischten Schriften.“ Was das „Engelchen“ anbelangt, so nehme ich keinen Anstand diesen Roman allen den socialen Geschichten der letzten Jahre vorzuziehen, in ihm hat die Poesie ihre Weihe über die Schilderung moderner Konflikte gesprochen. Dieses „Engelchen“ mit seinen Umgebungen, den Volksgestalten mit

köstlichem Humor und tiefsittlichem Ernst gezeichnet, seinen lebenswahren und seinen idealen Gestalten — ich gesteh Ihnen, ich bin förmlich verliebt in den Roman von Prutz. Wenn des Dichters neuangekündigter „Musikantenthurm“ sein „Engelchen“ noch übertrifft, oder doch ihm gleichsteht, dann will ich mit zu denen gehören, welche schon lange bedauern, wie viel schöne Zeit und Kraft der treffliche Prutz an seinen Kampf mit der hyperorthodoxen Gemeinheit und Verderbniß unsrer Lage verschwendet.

Leopold Schefer — ich darf voraussetzen, daß Sie diesen kennen! Durch seine Freunde Fürst Bükler Muskau und Heinrich Laube auf ihn aufmerksam gemacht, haben Sie sicher die „Göttliche Komödie in Rom“, die „Sprache des Herzens“, „Graf Promnitz“, „Sultan Tuman“ und andreß von ihm mit hohem Interesse gelesen. Schefers zuletzt erschienenenes Werk war eine Geschichte aus dämmeriger Zeit: „Die Sibylle von Mantua.“

Zu den gediegensten, gewandtesten und poesie-reichsten Romanschriftstellern müssen wir Levin Schücking zählen, gleichfalls ein Mitwirkender an der deutschen Bibliothek. Seine Romane: „Ein Schloß am Meer“, „Die Ritterbürtigen“, „Eine dunkle That“, „Ein Sohn des Volks“, „Die Königin der Nacht“ und vor allem der prächtige „Bauernfürst“ verdienen die größte Anerkennung. Levin Schückings Gattin, Luise von Gall, hat sich gleichfalls auf dem Gebiete des Romans und der Novelle in rühmlicher Weise bekannt gemacht.

Ludwig Storch ist ein alter Bekannter der deutschen Lesewelt. Seine historisch romantischen Gemälde sind freilich oft flüchtig, nur von der Gunst des Augenblicks getragen, ist ein großer Theil schon wieder vergessen. Den historischen Roman: „Der Freiknecht“ hat bekanntlich die göttliche Charlotte für würdig erachtet, als „Hinko der Freiknecht“ zu einem Schauerdrama zu verarbeiten. Auch in seiner besten Arbeit: „Ein deutscher Leinweber“, erreicht Storch noch nicht ganz sein Vorbild Karl Spindler. Jedenfalls aber ist er gleich diesem zu den unterhaltendsten und phantasie-reichsten Erzählern zu rechnen. Zu der Storch-Spindlerschen Schule gehörten auch die Leipziger Belletristen Karl Herloßsohn und Robert Heller, wobei indeß nicht unerwähnt bleiben darf, daß der erstere in einigen seiner komischen Romane, der letztere in seinem „Florian Geyer“ Höheres erstrebt hat.

Ernst Willkomm, der letzte der genannten Mitarbeiter der „Deutschen Bibliothek“, hat sich hauptsächlich der socialen Novelle zugewandt. Als sein bestes Werk nenne ich „Eisen, Gold und Geist“, ein Roman, der das in Deutschland seltene Glück einer zweiten Auflage vor kurzem erlebte. Sein „Byron“ führt in acht Novellen die wichtigsten



Momente aus dem wildbewegten Leben des Don Juan-Dichters vor.

Die „Deutsche Bibliothek“ verheißt uns indes weitre Beiträge von anderen. Nehmen wir an, diese andern seien eben die Romandichter, welche ich Ihnen nun nennen will. Und warum auch nicht? Bei einem Unternehmen wie das in Frage stehende müssen sich, wenn es durchzudringen vermag, ja die besten Kräfte der Nation vereinigen, und diese Vereinigung ist auch wohl das letzte Ziel der „Deutschen Bibliothek.“

Wenn wir — nun ja — wenn wir Engländer wären, an einem Walter Scott mangelte es uns nicht! Willibald Alexis, der Dichter des „Meland von Berlin,“ des „falschen Waldemar“ und neuerdings der vaterländischen Romane „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Hegrim“ wäre gar wohl befähigt und berechtigt, auf diesen Titel und Rang Anspruch zu machen.

Wenn auch bei weitem nicht so bedeutend als der Genannte, so doch in mancher Beziehung, besonders in der Richtung auf das Preussisch-Vaterländische, mit ihm verwandt scheint mir Heinrich Schmidt in Berlin. Erst neuerdings durch seine „Devrient-Novellen“ dem größern Publikum nahe gerückt, hat er sich früher besonders mit Vorliebe der Zeit des großen Kurfürsten und der Brandenburgischen Marine zugewendet. In dieser und um diese bewegen sich so manche seiner Romane und Erzählungen.

Ein beliebter historischer Novellist ist Gustav von Berneck oder, wie er sich umschreibt, Bernd von Gusek. „Das Erbe von Landsbut,“ „Die Stedinger“ und zahlreiche Bände Erzählungen, Beiträge zu allen nur erdenklichen Taschenbüchern und Journalen haben ihm in der Gunst der Lesewelt eine der vorzüglichsten — und, wie ich keineswegs bestreiten will, verdiensteste — Stellen gesichert.

Gleich ihm, wenn schon mit weniger Erfolg, hat sich G. von Heeringen (wenn ich nicht ganz irre, identisch mit dem pseudonymen Wodomerius) mit historischen Romanen, die sich auf kleinem Terrain bewegen, vor allem durch den „Kaufmann von Luzern“ bekannt gemacht.

Nicht neu sind die Dichternamen: F. Gustav Kühne und Franz Dingelstedt. Gustav Kühne, der befähigsten und feinsten Novellisten einer, hat besonders mit seinen „Kloster-Novellen“ Aufsehen erregt. Zu rühmen sind von ihm ferner: „Cospiri, Blätter aus Venedig“ und „Die Rebellen von Irland.“ Hauptsächlich aber hat er durch die in Zeitschriften mitgetheilten Bruchstücke eines trefflichen Sittentomanes aus dem vorigen Jahrhundert gespannte Erwartungen erregt. — Franz Dingelstedt, der vormärzliche „Nachwächter,“ nachmärzliche In-

tendant des Münchner Hof- und Nationaltheaters, schrieb zwei komische Romane: „Unter der Erde,“ „Die neuen Argonauten“ und sammelte im „Septameron“ seine trefflichen Novellen.

Die Welt jenseits des Oceans ist ein Object fortwährender Beachtung geworden, sie hat auch natürlich der Poesie nicht fremd bleiben können. Mit Cooper und Sealsfield hat ein deutscher Schriftsteller um den Preis gerungen, ein Deutscher freilich, der im Urwald eben so heimisch, wie im Buchenhaine des Vaterlandes ist. Friedrich Gerstäcker hat durch seine Romane: „Die Piraten des Mississippi“ und „Die Regulatoren in Arkansas,“ durch seine Novellen „Aus zwei Welttheilen“ sich die Berechtigung erworben, zu denjenigen Schriftstellern gezählt zu werden, von deren Anschauungsfülle und Schilderungsgabe Bedeutendes zu hoffen. Wie wir hören, ist von ihm ein neuer Roman, auf den Südseeinseln spielend, zu erwarten.

Julius Rosen ist nicht mit Unrecht von jeher als ein Eremit in der Literatur bezeichnet worden. Er steht außer allem Zusammenhange mit dem Tagestreiben derselben, er hat bei aller Anerkennung, die man seinem Talente und Streben gezollt, nie recht durchzudringen vermögen. Vielleicht wenn er sich entschließen könnte, seine Kräfte ganz dem Roman und der Novelle zuzuwenden, anstatt sie für das deutsche Theater einzusetzen, vielleicht wäre es dann anders. So aber ist mit seinem dramatischen auch sein novellistisches Schaffen nur flüchtig beachtet worden und die „Bilder im Moose,“ die ich Ihnen warm empfehle, haben, wie ich glaube, nicht allzuviel Leser gefunden.

Zwei vielgepriesene Novellisten des Tages sind Jeremias Gotthelf und G. W. Hackländer. Des letzteren „Soldatenleben,“ „Wachstubenabenteurer,“ „Namenlose Geschichten“ „Bilder aus dem Leben“ und „Eugen Stillfried“ verdienen in der That Theilnahme und erinnern mit ihren Charakteren und ihrem köstlichen Humor oft an einen wahrhaft großen Dichter unseres Jahrhunderts — an Bez Dickens. Aber der erstere — Gott mag wissen, welcher Taumel einen Theil der Kritik plötzlich befallen hat, daß sie uns die allerdings recht kräftigen, aber stets geschmacklosen, echt alpbäuerischen Geschichten von Jeremias Gotthelf wie ein neues Evangelium anpreist. Auch auf die Gefahr hin, des feinen tieferdringenden Sinnes für baar erklärt zu werden, kann ich den Schriften des Berner Pfarrers sammt ihren Kernburichen und Kernflüchen keinen Geschmack abgewinnen. Vigilius-Gotthelf ist ein Götz von Berschingen, aber seine Hand ist nicht von Eisen sondern von Leder.

Ich sehe schon Ihren strafenden Blick und lenke augenblicklich von der Bahn der Ab-, in die der Zuneigung ein. Hier gestehe ich Ihnen zunächst



die Vorzüge Ihrer Lieblinge Adalbert Stifter („Studien“ und „Bunte Steine“) und Leopold Kompert („Aus dem Ghetto“) bereitwilligst zu; setze voraus, daß ich über Berthold Auerbach und Karl Gutzkow nicht erst nöthig habe zu sprechen, und gebe nun auf diejenigen Romandichter und Novellisten über, die entweder überhaupt oder doch als solche erst seit kurzem bekannt geworden sind.

Zu letztern rechne ich vor allem den liebenswürdigen Karl von Holtei. Das Publikum ist ihm mit Bereitwilligkeit erst durch sechs, dann durch zwei weitere Bände seiner „Bierzig Jahre“ gefolgt. Darüber ist er nun freilich der Meinung geworden, es könne ohne eine respectable Bändezahl gar nicht mehr abgehen; brachte deshalb zuerst die „Bagabunden“ in vier, dann „Christian Lammfell“ in fünf Bänden, und soll nun mit einem neuen umfangreichen Roman im Anzug sein. Sie sehen, Holtei beansprucht gar viele geschäftlose Sonntagsvormittage, aber immerhin, er entschädigt ja durch seine treffliche Kenntniß aller möglichen Verhältnisse, durch den Hauch poetischer Subjektivität der über allem, was er schreibt, lagert.

Ein Landsmann Holteis und wie dieser von der Strömung der Zeit entfernt ist Gustav vom See, dessen Romane „Rancé“, „Die Belagerung von Abantels“, „Egon“ und „die Egoisten“ lebens- und lebenswerth sind.

Aber gerade in dieser Strömung der Zeit, im Strudel modernen Lebens suchen und finden zwei junge, rasch zu Namen gelangte Dichter ihr Element. Ich meine Robert Gieseke und Max Ring. Hervorragender ist jedenfalls der erste. Seine „Modernen Titanen“, sein „Warr-Möschchen“, seine allerdings sehr blaßirte „Carriere“, seine „Kleine und große Welt“ endlich sind Werke, die ihn in der Anerkennung der Kritik wie des Publikums gleich hoch zu stellen geeignet waren. Max Ring's Roman: „Die Kinder Gottes“ und seine „Stadtgeschichten“, unter denen „Christkind-Agnès“ jedenfalls die beste und ännigste ist, scheinen mir beachtenswerther, als „der große Kurfürst und der Schwärzenmeister“, in welchem er sich auf dem historischen Felde versuchte. —

Der Reflexionsroman, der mit allerlei feichtem Gewäss zu Grunde gerichtet schien, hat in Max Waldau's (Georg Spiller von Hauenschild) Werken: „Nach der Natur“ und „Aus der Junkerwelt“ eine glänzende Auferstehung gefeiert. Von Max Waldau, dem männlichen Jean Paul, wie ihn einer meiner Freunde treffend bezeichnete, ist für den deutschen Roman noch Vieles und Großes zu erwarten.

Erschrecken Sie nicht vor der Fülle der Na-

men und Titel, die ich Ihnen bisher schon aufgezählt? Und noch bin ich nicht am Ende.

Unter denen, welche das Feld der Dorfgeschichte mit Glück bebaut haben, ragen neben Berthold Auerbach insbesondere Josef Rant und J. F. Lentner hervor. Der erstere ist mit seinen Geschichten „Aus dem Böhmerwald“ und mit so mancher andern Arbeit bekannter geworden, als der letztere mit seinen „Geschichten aus dem Berge“, die als sein Vermächtniß erschienen. Mit Recht erregte Edmund Hoefler durch die „Erzählungen aus dem Volke“ Hoffnungen, die er glänzend theils schon gerechtfertigt hat, theils noch rechtfertigen wird.

Und — Sie suchen ja überall nach dem vorwaltenden Gemüth, nach dem sonntägigen Auftreten der Belletristik. In Berücksichtigung dessen will ich denn auch nicht hinter dem Berge halten, sondern Ihnen ganz getrost meinen wackern Freund Ernst Krüge und dessen Bücher: „Die Wollenweber von Stendal“, „Die drei Handwerker“, vor allem aber das treffliche Jopyll „Groß-Borne“ empfehlen.

Nun aber wird es Zeit auch, von Damen zu sprechen, sonst gerathe ich in den Verdacht einer bekannten männlichen Engherzigkeit, was ich um keinen Preis möchte. Ich begnüge mich den anerkannten und allbekannten Schriftstellerinnennamen drei hinzuzufügen, die zu den klangvollsten der Gegenwart gehören und der Zukunft gehören werden: Julie Burow, Amely Bölte, Fanny Lewald.

In Julie Burow's Romanen „Frauenloos“, „Aus dem Leben eines Glücklichen“, „Ein kleinstädtischer Arzt“, sowie in ihren „Novellen“ vereinigt sich ein urprüngliches, noch durchaus unverdorbenes Talent mit einem heiligen Ernst für Regeneration der Schönheit und Sittlichkeit. Daß bei manchen ihrer aus dem Leben gegriffenen Schilderungen ein allzu zarter Sinn sich verletzt fühlt, liegt in der Natur der Sache. Die Herbetten und Schroffheiten ihres ersten Buches hat Julie Burow größtentheils abgestreift. — Amely Bölte, die Verfasserin des „Büchereibuches eines deutschen Arztes in London“ wird sicher noch eine reiche poetische Laufbahn haben. — Fanny Lewald, schon seit längerem bekannt, hat durch ihre letzten vorzüglichen Werke „Prinz Louis Ferdinand“ und „Wandlungen“ den Anspruch auf den Namen einer Schriftstellerin ersten Ranges erlangt.

So, verehrte Frau, denke ich keine Klage über die Verlegenheit des Nichtwissens, was zu lesen, von Ihrer Seite wieder zu vernehmen. Es kann nicht ausbleiben, daß Ihnen einer oder der andere der hiergenannten Romandichter mehr oder weniger zusagt, als mir. Dann ziehen Sie das lateinische



suum cuique in gefällige Erwägung und seien Sie versichert, daß ein weniger befriedigender deutscher Roman einem Dumas'schen oder gar Paul de Kock'schen noch bei weitem vorzuziehen ist.

### Bücherschau.

**Sie muß das letzte Wort haben.** Originallustspiel in drei Akten von Constantin Cotta. Weimar, 1854. Verlag von L. F. A. Kühn.

Wir wissen nicht, ob das vorliegende Lustspiel irgendwo zur Aufführung gelangt ist, gestehen aber getrost, daß wir keine Bühne um die Adquisition desselben beneiden würden. Eine so auffallende Vernachlässigung aller dramatischen Grundgesetze und eine solche Geistlosigkeit, wie wir sie hier finden, möchte selbst vor einem wenig gebildeten Publikum keine Gnade erlangen. Der Verfasser mag nicht ohne Talent sein, auf Jugendversuche gestützte Absprechungen erleiden ohnehin oft durch spätere Leistungen ein Dementi. Wir wagen lediglich zu behaupten, daß mit Veröffentlichung solcher Studien, die alle nur erdenklichen Blößen und Mängel aufweisen, niemand gedient ist, und daß es des überflüssigen Makulatur's schon mehr als zuviel giebt. Die Fabel des Stückes ist so lose und so locker, die Charaktere sind so stereotype: eine angenehme Wittwe, die in Heiratsangelegenheiten ihrer Nichte gern das letzte Wort haben will, eine erste Liebhaberin und ein erster feuriger Liebhaber, ein alter Arzt und sein junger Famulus, der sentimentale Liebhaber, endlich ein paar überflüssige Dienerschaftsperionen — voilà tout! Dialog und Handlung ist gleich schleppend und alltäglich.

Hoffen wir, daß das zweite (das vorliegende Heft ist als der Lustspiele erstes Bändchen angekündigt) Bändchen mehr Befriedigung gewährt.

R. R.

**Album.** Bibliothek deutscher Originalromane. Neunter Jahrgang. Prag, 1854. Druck und Verlag von Kath. Gerzabek. Leipzig, Heinrich Hübners Commissionsverlag.

Das vorliegende Album, ein seit längerer Zeit bestehendes und mindestens in Oesterreich anerkanntes Unternehmen des thätigen Buchhändlers Herrn J. L. Kober's in Labor kündigt für seinen neunten Jahrgang Beiträge von Josef Rant, Julie Burow, Levin Schücking und seiner Gattin Luise v. Gall, J. G. Proschko, R. W. Martini und Bernd v. Gusek an. Der Jahrgang soll vierundzwanzig Bände umfassen, deren fünf in anständiger Ausstattung und bereits vorliegen. Sie enthalten:

1) Ein kleinstädtischer Arzt. Roman in zwei Bänden von Julie Burow. Bei Besprechung der frühern Arbeiten Julie Burow's hatten wir Gelegenheit, ihre Schaffensfreudigkeit, Klarheit und Lebendigkeit der Schilderung zu rühmen. Auch der neue Roman weist diese Vorzüge zur Genüge auf und verdient alle Empfehlung. Weniger hat uns die dem zweiten Bande angegeschlossene Erzählung: „der Weg in den Himmel“ behagen wollen.

2) Sage und Leben. Geschichten aus dem Volke von Josef Rant. Wir wissen nicht, warum Josef Rant seiner Erzählung ihren ursprünglichen Titel „Närchen, die Wirthin von Dreieichen“ nicht ruhig gelassen, warum er zwischen das Fleisch und Blut seiner Geschichte hinein den Mondschatten alter Sagen von Lausen und vom Muttergottesbilde verwebte. Jedenfalls wäre eine weitere Ausführung der stellenweis bloß mit Strichen ange deuteten Erzählung viel wünschenswerther gewesen. Auch das ist zu tadeln, daß der Dichter an unsere Phantasie gar so große Anforderungen stellt und uns wie ein Romanschreiber von Profession mit einem geheimnißvollen Fremden à la Rudolph von Gerolstein eine gute Weile peinigt. Abgesehen von diesen Mängeln finden wir auch in dieser Arbeit Josef Rant's glückliches und bedeutendes Talent in einzelnen Situationen wieder. Eben das läßt es wünschenswerth erscheinen, daß er sich endlich entschliesse, seine östere Form- und Planlosigkeit einmal aufzugeben.\*)

3) Familiengeschichten von Levin Schücking und Luise v. Gall. Ein anerkanntes Erzählerpaar, ausgezeichnet durch Empfindung und Wärme, Kenntniß socialer Verhältnisse und edeln Stil, wie er besonders Levin Schücking eigen ist, tritt hier zum erstenmale gemeinschaftlich mit einem Buche vor uns. Wir heißen dasselbe willkommen und hoffen, unsern Lesern durch Empfehlung desselben einen gleichen Genuß zu verschaffen, wie ihn uns die Lektüre gewährte.

R. R.

**Central-Kunst-Organ** redigirt von Joseph Hensler.

Das vorliegende Blatt erscheint seit Neujahr. Unter den Mitarbeitern begegnen wir außer dem Herausgeber: W. v. Waldbrühl, G. Marr, Luise Otto, Friedrich Glanz u. a. Der Prospekt giebt einen dreifachen Zweck an: 1) Die

\*) Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß von Josef Rant's prächtiger Erzählung: Das „Heser Käthchen“ im Verlag von F. A. Brockhaus vor kurzem eine elegante Miniaturausgabe erschien.

D. R.



verschiedenen auf die Kunst bezüglichen Elemente und Richtungen zu vereinigen — eine allgemeine Verbrüderung der Künstler anzubahnen. 2) Die Förderung der Kunst durch gewissenhafte Anerkennung und Besprechung gediegener Werke und Leistungen, Aufmunterung der Künstler, praktische und theoretische Belehrung der Kunstjünger. 3) Die Hebung der Kunst, indem wir die allgemeine Theilnahme für das Schöne und wahrhaft Künstlerische anzuregen und so das Publikum für die Kunst empfänglicher zu machen suchen.

Diesen Zweck hat das Kunst-Central-Organ in den bis jetzt erschienenen Nummern in geistreichen leitenden und berichtenden Artikeln, Correspondenzen und einem überaus reichhaltigen „Kunst-Scho“ verfolgt. — Wir dürfen beistimmend wiederholen, was die Redaktion in Nr. 10 sagt: „Das Central-Kunst-Organ — welches weder das Alte, Ueberwundene aus dem Staube hervorzuholen und wiederholen, noch eigenfönnig an dem Bestehenden festhalten will, sondern vielmehr ganz dem neuen Zeitbewußtsein huldigt, nur für den Fortschritt und die nöthige Weiterbildung der Künste kämpft, schwingt seine Waffen gegen die Schaar derer, die dem Bopie, dem schändlichen Wesen der Cliques, opfern.“ —

R. R.

Gedichte Walthers von der Vogelweide. Nach Lachmanns Ausgabe übersetzt von G. A. Weiske. Halle. G. G. M. Pfeffer.

Eine hohe kräftige Gestalt, ein sinnendes Antlitz, umwallt von blonden Locken und Bart, blaue germanische Augen unter der hohen Stirn — der Sitz ein bemooster Stein im Schatten einer alten Thüringer Eiche, Schwert und Keiler zur Seite, ein murmelnder Quell und singende Vögel um ihn, im Hintergrunde die Wartburg zum Sängerkrieg ladend — so zeigt uns das sinnige Bild eines Düsseldorfers den edlen Sänger „Walther von der Vogelweide.“

Ein bunte Lithographie desselben schmückt ein Büchlein, das vor uns liegt: Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von G. A. Weiske.

Es ist wohl hier am Orte, wieder einmal auf eine Schatz- und Fundgrube altdentscher Poesie aufmerksam zu machen, die vielleicht auch den meisten unserer Leser nur dem Namen nach bekannt. Der Name Walther von der Vogelweide lebt wohl in allen Literaturgeschichten — aber vielleicht haben nur wenige Literaturfreunde seine Gedichte gelesen und sich selbst erquickt an diesem Trunke aus frischem, klarem Quell, der nach sechshundert Jahren noch frisch und fröhlich hervorprudelt in das nüchterne, altkluge Jahrhundert, dessen Kindern wahrlich zuweilen eine solche Erfrischung noth thut. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide sind

zuerst durch Simrock ins Hochdeutsche übertragen worden, aber die obige neuere Ausgabe hat vor jener den Vorzug größerer Vollständigkeit.

Auch Notizen über das Leben Walthers von der Vogelweide sind beigelegt, aus denen wir freilich nicht vielmehr als seine Verhältnisse zu den Fürsten seiner Zeit erfahren — und daß er das Loos der meisten Poeten aller Zeit hatte: ein wechselndes unstätes Leben zu führen und in seinen Liedern allein seinen größten Reichtum zu besitzen. Der Ruhm seines Namens mußte ihn für den Mangel materieller Glücksgüter entschädigen. An verschiedenen Höfen, mit Königen und Kaisern lebend, sank er doch nie zu der bedientenhaften Rolle eines Hofpoeten herab. Er wahrte sich seine Meinung frei und was noch mehr ist: auch das Recht, sie ungestraft zu sagen. Er nahm thätigen Antheil an der Politik seiner Zeit, vertrat die Sache Deutschlands — wenn auch speciell der deutschen Kaiser — wider der Papst und die Uebergriffe der römischen Geistlichkeit. Aber die religiöse Begeisterung seiner Zeit flammte gerade darum in ihm am hellsten auf — er rieth selbst zu einem Kreuzzug und wohnte ihm selbst unter Kaiser Friedrich II. bei. So war Walther wohl ein Minnesänger im schönsten Sinne des Wortes — aber er war auch ein frommer Psalmenänger und auch — wie man ihn heutzutage nennen würde: ein politischer Dichter.

So sang er: (unter dem Titel: „Die Laubheit, 1227.)

O weh! wie vieles Schöne fehlt den deutschen Landen!  
Verstand und Mannheit, dazu Silber und das Gold.  
Wer jezt dies alles hat und bleibt doch heim in  
Schanden,

Weh! wie verliert doch der des Himmelkaißers Sold!  
Dem sind die Engel nicht, noch Frauen held.

Armer vor der Welt so wie vor Gott,  
Wie magst Du fürchten ihrer beider Spott.

O weh! es kommt ein Sturm, glaubt's sicher meiner  
Stimme,

Wovon wir beides klagen hören, Wort wie Sang:  
Durch alle Königreiche wird er ziehn mit Grimme,  
Da klagen Wandere: und fromme Pilger bang.

Die Bäum' und Thürme brechend er bezwang,

Starken Leuten wird er's Haupt abwehn:  
So laßt uns hin zu Gottes Grabe gehn.

O weh uns trägen Leuten, wie wir doch gefessen  
An Jammerstätte sorglos zwischen Fröhlichkeit!  
Denn alle Noth und Mühsal hatten wir vergessen.  
Als zur Gefolgschaft lud des Sommers kurze Zeit.  
Schnell welke Blumen hat er uns bereit.

Uns betrog der kurze Vogelsang:  
Wohl ihm der stät nach stäten Freuden rang!



Einen andern Gesang, 1212 gedichtet, über-  
schreibt er, „der wälſche Trug“ und ſingt:

„Zuchheiß! mag der Papp in's Häußchen Chriſtlich  
lachen,  
Wenn er zu ſeinen Wälſchen ſagt: „was kann ich alles  
machen!“  
Was er da ſagt, das hätte er beſſer nie gedacht.  
Er prahlt: „zwei Deutſche hab' ich unter eine Kron'  
gebracht,  
Daß ſie das Reich zerreißen nun mit Kriegeslaſten!  
Unterdeſſen füllen wir die Kaſten.

Hab' ſie zum Opferſtock gedrängt, ihr Gut iſt alles mein,  
Ihr deutſches Silber führt in meinen wälſchen Schrein,  
Ihr Pfaffen eſſet Hühner, trinket Wein,  
Und laßt für Euch die Deutſchen beten, ſingen, faſten!“

Und neben dieſen Zorn-, und Sturm- und  
Spottliedern das ſüßeſte Lied der Minne:

Die Minn' iſt weder Mann noch Weib,  
Hat keine Seele, keinen Leib,  
Kein Bildniß kann mit ihr verglichen werden,  
Ihr Nam' iſt kund, ihr Weſen fremd auf Erden,

Und es kann doch niemand ohne ſie  
Die Gottesgnade je gewinnen;  
Dem guten Herzen wehnt ſie innen  
Und kam in falſches Herze nie.

Falſch wird die Münze oft geprägt  
Jetzt, die der Minne Bildniß trägt,  
Wer aber ihr Gepräde recht erkannte,  
Dem ſeh' ich ſiets mein Wort dafür zum Pfande  
Daß, wen ihr Geleite nur umſchlingt,  
Den Reue nimmer wird verſichren.  
Minn' iſt im Himmel hoch in Ehren,  
Ich ſieh', daß ſie dahin mich bringt! —

Eben ſo innig und keuſch iſt das Gedicht:  
„die gefundene Geliebte.“

„Heil mir der Stunde, wo ich ſie gefunden,  
Die mir den Leib und die Seele bezwangen;  
Seit ich mein Herze hab' an ſie gebunden,  
Hat ſie mit Güte mir's völliä entrungen  
Daß ich entwinden mich nimmer ihr kann,  
Das hat die Huld und die Schöne gemacht,  
Und ihr rother Mund, der ſo minniglich lacht.

Habe das Herz und die Augen gewendet  
Nur auf die Liebe, die Reine, die Holde.  
Würde das beiden uns lieblich vollendet,  
Was von der Guten ich bitten mir wollte!  
Was ich hienieden an Freuden gewann,  
Das hat die Huld und die Schöne gemacht,  
Und ihr rother Mund, der ſo minniglich lacht.

Wie reizend und eines Frauenlob werth, wie  
des Verherrlichers des „Ewigweiblichen“ iſt auch  
„Weib oder Herrin.“

Es muß ſiets: Weib der Frauen höchſter Name ſein;  
Mehr ziert's als: Herrin, kann's Euch nicht verhehlen.  
Meint etwa eine, Weib zu heißen ſei nicht fein,  
Die höre dieſen Sang, dann darf ſie wählen.

Unweib oft die Herrin iſt,  
Doch die Weiber ſind es ſelten.  
Als beliebt wird alle Fräulein  
Weibes Nam' und Weſen gelten;  
Groß mag ſein der Herrin Glanz,  
Wahres Weib iſt Herrin ganz.

Zweifelloß das höhnet  
Wie oft der Titel Herrin;  
Weib iſt ein Wort, das alle krönet. ic.

Dieſe wenigen Proben werden genügen, das  
Interesse an dieſem Schatz nationaler Poeſie zu  
wecken, der in Walthers von der Vogelweide Ge-  
dichten geboten iſt. Der wahre Dichter wie der  
wahre Menſch wird in allen Zeiten zugleich ein  
begeiſterter Held und ein liebendes Herz ſein. —  
Walther iſt ein altes Beiſpiel dafür — und die  
Neuen mögen auch an ihm ſich prüfen.

Luiſe Otto.

Gedichte von Carl Morel. St. Gallen, Scheitlin  
und Zolliker. 1853.

Die Schweiz hat bisher zum permanenten  
Sängerſtreite auf dem lyriſchen Parnas nur einen  
trefflichen, einen wahrhaft bedeutenden Miſtreiter  
geſchickt: ihren Gottfried Keller. In Carl Morel  
nun ſcheint ihr eine neue Kraft zu erſtehen, ein  
frisches, noch unverdorbenes naturwüchſiges Talent,  
das in jeder Beziehung beachtenswerth iſt. Lenz  
und Liebe, Natur und Freiheit — gut, es ſind  
alte oftbeſungene Themen. Aber ſie ſind ja die  
ewigen Grundtöne, auf die wir immer und immer  
wieder zurückkommen müſſen, bis etwa der Tag er-  
ſcheint, von dem Meißner ſingt:

Wenn ſich dereinſt der Zeiten Bund entſchleiert,  
Wenn Bahn und Irrſal wie ein Traum entſieht,  
Wenn dieſe Erde einſt ihr Pängſtieß feiert,  
Dann ſingt die Poeſie ihr letztes Lied!

Biß dahin ſei alſo jeder Frühling- und  
Liebespoet, wenn er ſo frisch und keck, ſo tief-  
fühlend und ſorggewandt ſingt, wie Morel, will-  
kommen.  
A. St.



## Feuilleton.

### Beitschwingen.

**Byrons Werke von Adolf Böttger.** Von der trefflichen, hochpoetischen Uebersetzung der Lord Byronschen Werke durch Adolf Böttger veranstaltet die Verlags-Handlung (Otto Wigand in Leipzig) soeben eine vierte von Böttger durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage. Dieselbe soll aus acht, auf das prächtigste ausgestatteten Oktavbänden bestehen, von denen bereits drei verandt wurden. — Von Böttgers Gedicht: „Die Pilgerfahrt der Blumengeister“ erscheint binnen kurzem eine zweite Auflage.

**Rudolph Gottschalls Lustspiel.** Wir meldeten in letzter Nummer, daß in Breslau ein Lustspiel Rudolph Gottschalls, „Bitt und For“ betitelt, in Vorbereitung sei, mit dem Beifügen, daß wir äußerst gespannt auf den Erfolg wären. Eine Befürchtung lag dieser Spannung zu Grunde, die sich leider nur zu sehr gerechtfertigt hat. Gottschalls ganze Begabung ist auf die Tragödie und zwar die historische Tragödie, auf das ernste Gedicht hingewiesen. So hat er denn in seinem Lustspiele nicht mehr und nicht weniger zu Tage gefördert, als ein bühnengerichtetes Stückchen, das von Reminiscenzen an Scribes „Glas Wasser“ nicht frei geblieben. Ganz richtig bemerkt das „Süddeutsche Athenäum“ (Beiblatt zur „Neuen Oder-Zeitung“), daß man von Gottschall eine Bereicherung der Kunst, nicht aber der Bühne im schlimmsten Tagesinne fordern dürfe. —

**Dorn's Nibelungen.** Die oft besprochene und zur Journalseechlange gewordene Oper Dorns (Text von Herber) ist nun endlich wirklich in Berlin in Scene gegangen. Aus der Klut der darüber geschriebenen Wenn und Aber stellt es sich doch wohl heraus, daß die Musik eine sehr geschickte, jedoch überwiegende Verstandesarbeit ist, und der Erfolg kein allzu glänzender genannt werden kann.

**Deutsche Dramen im Ausland.** Journalnachrichten zufolge soll das vor kurzem auf dem Berliner Hoftheater gegebene Schauspiel „Susanna und Daniel“ von J. L. Werther eine Uebersetzung ins Englische zu gewärtigen haben. Gleichzeitig meldet man, daß die Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) die Uebersetzung der Dramen Elise Schmidt's („Judas Ischarioth“, „Der Genius und die Gesellschaft“ etc.) ins Französische beabsichtige.

**Arbeiten von Max Ring.** Von Berlin aus wird gemeldet, daß Max Ring soeben einen neuen Roman: „Milton“ vollendet hat. Auf dem Friedrich-Wilhelmsstädter Theater ist sein Lustspiel „Dichter und Wäscherin“ in Vorbereitung, an dem man eine Feinheit und Gewandtheit des Dialogs

rühmt, wie sie leider immer seltener auf der Bühne zu Hause wird.

**Julius von Rodenberg und das deutsche Liederspiel.** Julius von Rodenberg, welcher gegenwärtig in Berlin lebt, hat sich mit einem Liederspiele in zwei Aufzügen: „Waldmüllers Margareth“ soeben der Bühne zugewendet. Wir knüpfen daran die Hoffnung, daß der frische, anmuthige Dichter durch einen ersten Erfolg ermuntert werde, dem deutschen Liederspiele, das seit Karl von Holtei's Versuchen wenig von Belang aufwies, einen Theil seiner Kraft zuzuwenden.

### Vermischtes.

**Griechische Kirchengemälde.** Gouard Freiherr von Gallot erzählt in dem eben erschienenen Werke: „Der Orient und Europa. Erinnerungen und Reisebilder“ (Leipzig, Verlag von G. Kollmann) aus Bukarest: Der Kirchen und Klöster, wo griechische Vopen mit ihren Weibern und Kindern leben, ist eine große Zahl. Die Metropole, oder griechische Hauptkirche, steht ganz isolirt auf einem kahlen Hügel. Sie ist von Außen und Innen auf eine sonderbare Weise bemalt. Größtentheils stellen die Gebilde die Freuden des Himmels und die Strafen der Hölle vor. Ich will hier nur einige schildern, die mir besonders auffielen. Auf einer Woge wiegt ein Engel die Sünden und Tugenden der Menschen. Erstere sehen aus wie schwarze, faustgroße Brocken geballten Kienrusses, die letzteren wie zusammengedrückte nasse weiße Wäsche. Unter der Sündenwagschale liegt ein fehschwarzer, gehörnter, geschwänzter und geflügelter Teufel auf dem Rücken und klammert sich mit Krallen und Zähnen an dieselbe, um sie durch seine eigene Schwere mehr in's Gewicht fallen zu machen. Aber seine Bemühungen sind vergebens, denn der Engel legt sein flammendes Schwert in die Wagschale der Tugenden, das Jünglein neigt sich auf diese Seite und die arme Seele ist aus Satans Klauen gerettet. Auch sieht man sie, in weiße Linnen gehüllt, eiligst dem Himmel zuschweben, vielleicht nicht ganz frei von der Besorgniß, Herr Uran könne sie noch irgendwie beim Zipfel ihres Mantels erwischen. Man sieht dem Seelenverrückter seinen Verdruß an, denn er schneidet so grimmige Fragen, daß ich keiner Weiberin raten möchte, in dieses scheußliche, epileptische Antlitz zu blicken. An einer andern Stelle haben zwei Teufel einen König bei einem Fuße und einem



Arme erwischt; um ihn von seinen Sünden zu reinigen, ziehen sie ihm ein Bettuch beim Munde hinein, unten beim Hintern heraus und den Reinigungslappen beständig hin und her, wobei ich fürchte, daß nicht nur die Sünden, sondern auch die Eingeweide ihren Rest bekommen; aber wer schön sein will, muß leiden, und was sind alle Schmerzen des Bischofs Bauchgrimms gegen die ewigen Freuden des wallachischen Himmels! Denn daß der Gereinigte und also Entzündigte auch zum Frieden eingehe, schien mir unzweifelhaft. Weiterhin steht man einen abwärts zur Hölle fließenden Feuerstrom. Das Ganze sieht, die Flammen abgerechnet, einer Holzschwemme ähnlich. Teufel werfen die verurtheilten Sünder in den Strom; andere Teufel sind mit großen dreizackigen Gabeln bewaffnet und suchen durch Stechen nachzuhelfen, um die höllischen Seelenbraten besser in den Fluß zu bringen. Unten in der Hölle sieht man Könige im Costüme der alten Welt, Damen, Bojaren und andere sehr hohe Herrschaften. Vielleicht hatte der Maler die Idee Michel-Angelo's, der die ihm feindlich gesinnten Cardinäle in die Hölle malte; als sich diese beim Papst beschwerten, gab er ihnen zur Antwort: „aus der Hölle ist keine Erlösung“ und sonach mußten sie bleiben, wo sie waren. Oben im Himmel erblickt man den lieben Gott, umgeben von heiligen und frommen Archimandriten, Bischöfen und Popen, welche so wenig Lebensart besitzen, daß sie im Appartement Gott Vaters die Kalvaks auf ihren ungekämmtten Köpfen behalten. Doch es würde den Leser zu sehr ermüden, wollte ich ihm das zahllose Gefudel noch weiterhin schildern.

**Deutsche Dichter im Ausland.** Titus Ulrich in Berlin beabsichtigt eine längere Kunstreise nach Italien. — Moriz Hartmann, im Auftrage und als Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ nach dem Orient gesandt, ist in Constantinopel glücklich angekommen und veröffentlicht bereits im Feuilleton der genannten Zeitung sehr interessante Reisekizzen.

**Ein Kußregister.** Heinrich Bröhle theilt in seinen, vor kurzem von uns besprochenen Harzjagen folgenden nicht übeln Schwank mit: „Auf der Lonau war früher ein Gesetz, daß, wenn ein Junggesell einer Jungfer einen Kuß geben wollte, er es vorher beim Ortsvorstande anzeigen mußte. Kam es einmal an den Tag, daß ein Liebespaar beisammen gewesen war, welches vorher keine Anzeige gemacht hatte, so mußten die Junggesellen und Jungfrauen ein volles Jahr lang jeden Monat einmal die Straße reinigen. Dabei hatten die Burschen dann einen Strohkranz auf dem Kopfe und die Mädchen trugen ein Seil um den Leib. Das Buch ist aber nachher

so dick geworden, daß zehn Pferde es nicht von der Stelle schaffen konnten, und wer damals auf der Lonau sehen wollte, ob seine Braut ihm treu sei, oder ob sie es auch noch mit andern hielte, der brauchte bloß zum Herrn Vorsteher zu gehen und das Kußregister nachschlagen zu lassen. So wird in Verbach erzählt.“

**Die Raumannsche Bibliothek.** Der kürzlich verstorbene A. C. Raumann, Professor der Mathematik an der Königlichen Bergakademie zu Freiberg, hat eine höchst werthvolle Bibliothek hinterlassen, welche durch Herrn L. D. Weigel in Leipzig versteigert werden soll. Außer vierzehn mathematischen und astronomischen Manuscripten enthält dieselbe die schätzbarsten arithmetischen, geometrischen, astronomischen und naturwissenschaftlichen Bücher, unter ihnen nicht wenige Drucke aus dem sechzehnten Jahrhundert. Geschichte, Philosophie, Philologie und Mythologie sind gleichfalls vertreten.

**Die Fabrikation künstlicher Blumen in Frankreich.** Dickens Journal enthielt vor einiger Zeit einen längeren Aufsatz über die Fabrikation künstlicher Blumen; demselben entnehmen wir folgende Notizen. Dieser Industriezweig ist für Paris von einer kaum glaublichen Bedeutung, denn laut officiellen Angaben wurden im Jahre 1847 für 400000 £ Blumen exportirt, von denen indeß nach England nur für 12000 £ gingen, während Deutschland für nahe an 50000 £ bezog. Cambric, Mousseline, Gaze, Seide und Sammet liefern die Fabriken in Etienne, St. Quentin und Lyon. Die dazu erforderlichen Farben werden von eigens dabei angestellten Chemikern angefertigt. Knospen, Blätter, Stengel, Pistille, und andere Bestandtheile der Blumen werden in Fabriken gemacht, in denen immer die verschiedenen Abtheilungen je einen besonderen Theil fertigen, während die Zusammensetzung der einzelnen Theile wieder von andern Personen beschafft wird. Es giebt Werkstätten, in denen man nur eine einzige Art Blume fabricirt, die nahe an 600 Personen beschäftigen und jährlich 19000 £ umsetzen. Man rechnet, daß circa 6000 Menschen, darunter 5000 Frauen, ihren Unterhalt dadurch gewinnen.

### Briefkasten.

Hrl. L. D. in Meissen. Besten Dank! — Ich bitte nur um Bespr. der Hainsterne. Alles weitere brieflich. — Hrl. A. L. in Dresden. Sie schweigen wie der Fernando im Luise Brachmann'schen Columbus! — Herrn C. F. P. in Breslau. Ihren Brief erhalten. Eine Antwort kommt Ihnen zu. — Herrn H. G. in Gotha. Ich schreibe demnächst. — Herrn A. B. hier. Dankend erhalten. — Herrn W. W. in Dresden. Noch in dieser Woche antworte ich Ihnen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hinze. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.